



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Die Bilanz der Ehe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sein Hauptwerk bleibt der „Schelmuffsky.“ Es ist jedoch von großem Interesse zu hören, daß die geniale Figur des Helden bereits vor der Abfassung des Romans in der ersten von Reuters Komödien, in der Ehrlichen Frau zu Plissine (1695), erscheint (Plissine, die Stadt an der Pleiße, Leipzig). Dort führt der Sohn der ehrlichen Frau Schlampampe, welche keine andre ist als die verwitwete Frau Müller, diesen Namen. Auch der Schelmuffsky der Komödie kehrt angeblich von weiten Reisen zurück und affektirt wie der des Romans, daß er seine Muttersprache verlernt habe. In der Erzählung seiner Erlebnisse, namentlich aber in seinen Gesprächen bei Tische, finden wir bereits alle Grundzüge der spätern Erzählung vorgebildet. Zum Teil ist die Übereinstimmung mit den entsprechenden Stellen in der ersten Bearbeitung des „Schelmuffsky“ sogar eine wörtliche.

Diese ältere Fassung ist gleichfalls von Zarncke in einem Exemplare der Gothaer Bibliothek zuerst entdeckt worden. In gewisser Hinsicht steht sie der bisher allein bekannten spätern an Wert nicht nach, da sie diskreter nach Inhalt und Umfang und einfacher im Stil und Satzbau ist. Der eigentliche Typus wird aber erst in der zweiten Redaktion vollendet, sodaß diese immer diejenige bleiben wird, nach der man bei der Lektüre zu greifen hat.

Sie ist es auch, von der Brentano in seiner Abhandlung über die Philister treffend bemerkt: „Es giebt mir keine schärfere Probe der Philisterei als das Nichtverstehen, Nichtbewundern der unbegreiflich reichen und vollkommenen Erfindung und äußerst kunstreichen Ausführung in Herrn von Schelmuffskys Reise zu Wasser und zu Lande. Wer dieses Buch liest, ohne auf eine Art hingerissen zu werden, ist ein Philister und kommt sicher selbst darin vor.“*)



Die Bilanz der Ehe.



an kann der jetzigen literarischen Bewegung im tiefsten Grunde ihre Berechtigung nicht abprechen. Sie ist nicht plötzlich gekommen; wer die Literatur aufmerksam verfolgt, hat sie kommen und anwachsen sehen. Es hat sich im Lustspiel, im Roman wie in der Novelle, ja sogar in der naiv thuenenden Dorfgeschichte eine Tradition von Figuren, Motiven und Empfindungen entwickelt, die nachgerade zur Schablone geworden ist, und dagegen lehnt man sich nun auf. Diese Opposition gegen

*) Von beiden Bearbeitungen besitzen wir jetzt bequeme Ausgaben in den zu Halle a. S. bei Max Niemeyer erscheinenden „Reudrucken deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts,“ Nr. 57/58 und Nr. 59.

das Schablonenwesen kann nur mit Freuden begrüßt werden, denn sie ist wahrhaft dichterisch berechtigt. Während das Leben der Menschen, schöpferisch und an Gestaltungen neuer Formen und Verhältnisse reich wie die Natur selbst, eine neue Zeit heraufgeführt hat, sind die Dichter stehen geblieben, und der Zwiespalt zwischen der idealen Phantasiwelt der Literatur und der Welt des wirklichen Lebens, welches uns täglich umgibt und unsre Gemütsart bestimmt, ist immer größer geworden. Die Bedingungen unsers ganzen Empfindens, unsre Freuden und Leiden, unsre Liebhabereien und Ideale sind andre: die Schablone hat davon keine Notiz genommen. Darum der Ruf der jungen Generation: Fort mit der Schablone! Wahrheit, Realismus!

Es handelt sich nicht um eine neue, eine vollendetere, höhere Form. Damals als man der Produktion des jungen Deutschlands satt geworden war, in der Opposition, welche Auerbach, Geibel, Hebbel, später Gustav Freytag und Paul Heyse führten, damals handelte es sich vornehmlich darum, der künstlerischen Form, der ehrlichen objektiven Darstellung und Gestaltung zu ihrem Rechte zu verhelfen, welches in dem Übermut des sich selbst bespiegelnden poetischen Individuums, in der politischen Tendenzpoesie, in der Reise- und Badenovellistik, in den See- und Schlangenneunbändiger Romane von Gutzkow unterzugehen drohte. Aber seither hat gerade die Form eine außerordentliche Pflege erlebt, das künstlerische Gewissen ist wieder genügend gestärkt, Beherrschung der Form ist selbstverständliche Voraussetzung jeder dichterischen Produktion geworden. Und einzig und allein um einen neuen, wahren Inhalt, den das auf so vielfach veränderte Bedingungen neu gestellte Leben uns förmlich aufdrängt, handelt es sich im jetzigen Zeitpunkte. Darum also: Wahrheit, zunächst nichts als Wahrheit!

Von diesem Standpunkte aus, im bewußten Gegensatz gegen die Tradition, hat Gustav Schwarzkopf seine novellistischen Studien: *Die Bilanz der Ehe**) geschrieben. Diese literarische Tendenz verrät sich in den Novellen klar durch einen hier und da eingeflochtenen ironischen Seitenhieb auf die Überlieferung, wie z. B. in der Stelle: „Die Annahme, daß ihre innige Liebe ihnen jede Entbehrung leicht erscheinen lassen oder garnicht fühlbar machen würde, diese von den Dichtern aufrecht erhaltene Tradition, die von einer Generation von Liebenden auf die andern übergeht und die auch sie gläubig nachempfunden hatten, scheint in ihrem Falle doch irrig gewesen zu sein“ (I, 262). Aber als rechter Deutscher hat Schwarzkopf seinen Standpunkt auch vorher theoretisch klar gemacht, und zwar geschah dies in der (auch den Lesern der Grenzboten) bekannten Broschüre: „Der Roman, bei dem man sich langweilt.“ Jedenfalls war sein Auftreten vornehmer und originaler als das der verworrenen Berliner Stürmer

*) *Die Bilanz der Ehe. Novellistische Studien* von Gustav Schwarzkopf. Erster Band: *Passiva*. Zweite durchgesehene Auflage. Zweiter Band: *Dubiosa*. Dresden und Leipzig, Minden, 1886.

und Dränger nach berühmten Mustern; am flügsten aber war es, daß Schwarzkopf die eigne Produktion der kritischen Auseinandersetzung auf dem Fuße folgen ließ, denn nirgends gilt die That mehr und das Raisonieren weniger als auf dem Gebiete der Kunst. Zudem ist jeder Schaffende einseitig und hat die ausgesprochenste Neigung, seine persönliche Eigenart zum Wesen der Kunst selbst zu machen; alle Dichter haben mit ihren theoretischen Erörterungen nicht halb so viel sagen können, als mit ihren schöpferischen Dichtungen, und auch die Studien Schwarzkopfs sind bedeutender und bereiteter, als seine kritische Darlegung.

Schon der Titel ist für sein Werk bezeichnend. Er kündigt an, daß sich eine Reihe von Studien mit der Ehe beschäftigen werde. Für die Tradition bietet das Eheleben als solches keinerlei poetische Ausbeute. Wenn „sie sich haben,“ dann fällt der Vorhang; die Fabel der Schablone dreht sich nur um diesen gegenseitigen Erwerb von Männlein und Weiblein; dramatisches Interesse glaubt sie einzig in der Liebesleidenschaft finden zu können. Da kommt ein neuer Mensch, sieht die Welt unbefangen an und findet, daß nach dem Trauungsakte der Kirche das Merkwürdigste im Leben seiner lieben Mitmenschen erst beginne; dieses bisher poetisch so unfruchtbare Eheleben wird ihm eine Quelle dichterischer Motive, und durchaus nicht etwa nach Art der neuesten Franzosen als Schule des Ehebruchs; kaum ein einziger Fall dieser Art erscheint in seinen Studien. Er findet aber noch mehr mit seinem unvoreingenommenen Blicke. Die Dichter versichern uns fortwährend: die Liebe kommt, man weiß nicht wie? und die Liebe geht, man weiß nicht wie? und die Liebe beherrscht alles! Der neue Beobachter kennt auch die ewige Sehnsucht des Menschenherzens, er zweifelt auch nicht, daß zuweilen wohl einmal auch die reine, selbstlose, thörichte und doch so süße Leidenschaft in die Seelen einziehe; aber er kann nicht finden, daß die Liebe die einzige, ja auch nur die vorherrschende Leidenschaft der Menschen wäre. Er findet eine ganze Reihe höchst verschiedner Triebfedern, er findet sie eben dort, bei derselben Eheschließung, wo die Schablone keine andern Motive sucht und darstellt als die Liebe! Er findet, daß Eitelkeit, Ruhmsucht, Habgier, nüchternes Bequemlichkeitsbedürfnis, die prosaischesten Erwägungen, ja das nackte Geschäftsinteresse die Mehrzahl der ehelichen Verbindungen in seiner ihm sichtbaren Gesellschaft veranlaßt. Die Welt ist ihm auf ganz andern Grundlagen aufgebaut, als es ihm die Schablonenpoeten weiß machen wollen, und er hat den Drang, dies auch zu bekennen, die Bilder der Genußsucht und des Egoismus, welche ihm Erfahrung und Beobachtung geliefert haben, festzuhalten. So entsteht denn eine „Bilanz der Ehe“: eine Bilanz in der That, weil in dieser Welt der fatale nervus rerum keine geringe Rolle bei der Ehe spielt.

Dabei ist Schwarzkopf weit davon entfernt, sich mit der Welt, die er schildert, für eins zu halten, oder etwa durch einen paradoxen Stil, ein auf den Kopf gestelltes Sittengesetz, einen abstrusen Geschmack, eine sozialistische

Lehre oder sonst dergleichen die Aufmerksamkeit der literarischen Kreise auf sich lenken zu wollen. Er selbst ist für sein Teil ein alter Idealist geblieben, und im Lichte dieses sittlich gesunden Wesens stellt er seine Bilder hin. Ja es ist sogar etwas Herbes in ihm, das vor keinem noch so strengen Urteil zurückscheut. Aber er schildert nicht roh die Rohheit, nicht gemein die Gemeinheit, er trifft den rechten Ton für alle Handlungen. Das Wort: *Sine ira et studio* setzt er als Motto über seine Studien; er ist in der That kein Prediger geworden, aber das Mitgefühl des Dichters konnte er zum Glück nicht verbergen, man spürt die schwer verhehlte Teilnahme und Bewegung immer durch. Nicht um zu verurteilen, auch eigentlich nicht um lächerlich zu machen, so sehr er den sarkastischen Ton liebt, setzt er die Feder an, sondern nur um den wahren Sachverhalt anzugeben. Auch seine Form ist so schlicht wie nur möglich. Seine Darstellungsweise geht nicht auf Spannung aus, seine Fabeln sind höchst einfach, seine Art zu erzählen ist nicht dramatisch, sie bewegt sich in fortlaufender Charakteristik, hascht nicht nach Witz oder geistreichelnden Wendungen, sondern wählt den möglichst einfachen Ausdruck. Und doch weiß er zu fesseln, so anregend festzuhalten, daß man immer wieder diese Studien lesen kann, ohne das Interesse erlahmt zu fühlen. Dies bewirkt ihre höchst merkwürdige Sachlichkeit. Immer zwar führt der Erzähler das Wort, und selten tritt eine Figur selbstsprechend dazwischen, und gleichwohl denkt man nicht an den Autor, sondern immer nur an die Dinge. Das macht die überaus reiche Fülle von Beobachtungen, die Sättigung mit der Wirklichkeit in diesen Studien. Ob wir in die Theaterwelt oder in die hohe Gesellschaft, in die kleine Beamtenfamilie oder in das Leben des epikureischen Junggesellen, in das Treiben des Börseianers oder des literarischen Strebers eingeführt werden: überall ist der Autor zu Hause. Er kennt die Modesprache, die technischen Ausdrücke jedes Berufes, die Liebhabereien aller Stände, und überrascht überall durch die treue Wahrheit seines Gemäldes. Er findet Charaktere, Typen, Verhältnisse, die wir alle kennen, zu denen wir am Ende selbst gehören, und man wundert sich schließlich nur darüber, daß nicht schon früher ein Schriftsteller diese auf offener Straße liegenden Novellenstücke aufgehoben und verwertet hat.

Vornehmlich ist es der Boden der Großstadt, speziell Wiens, von dem sich Schwarzkopf seine Gestalten holt; man kann seine Studien geradezu als Wiener Sittenbilder bezeichnen. Wie meisterlich ist gleich die zweite Skizze des ersten Bandes: „Verrechnet.“ Es ist die berühmte Maifahrt im Prater. In einem glänzenden Wagen mit zwei steifen Lakaien sitzt ein schönes Weib, in auffallend reicher Toilette, neben einem steinalten, in sich zusammengesunkenen Manne. Sind dies Vater und Tochter? Nein, es sind Ehegatten. Wie kamen die aber zusammen? Vor zwanzig Jahren war sie die Tochter eines armen Büreau-dieners, der im Hause des jetzt neben ihr sitzenden Millionärs angestellt war. „Der damals 63 jährige Mann, der jede Lust ausgekostet hatte, fühlte

beim Anblick dieses blühenden, jugendfrischen Geschöpfes ein letztes Aufflackern von Sinnlichkeit; seine zuerst flüchtige Caprice wurde durch den Widerstand des Mädchens zur Leidenschaft, denn dieses scheinbar so unerfahrene, nach Reichtum lechzende Mädchen wies alle Geschenke zurück und widerstand allen Versuchungen, den glänzendsten Anerbietungen, widerstand den klugen Ratschlägen einer zärtlich besorgten Mutter, widerstand der Ängstlichkeit des Vaters, welcher für seine Stellung fürchtete. Sie wollte die legitime Herrin eines glänzenden Hauses sein, sie wollte dies ganze große Vermögen einst ihr eigen nennen, sie wollte geheiratet werden, und — sie setzte es durch... Als sie sich zur Trauung ankleidete, als zum erstenmale schwerer, schimmernder Atlas ihre Gestalt umhüllte, da fühlte sie eine Regung von Dankbarkeit... »ja, sie will ihm eine brave Gattin sein«... man legt ein funkelndes Geschmeide um ihren Hals... »ja, sie will seinen Lebensabend verschönern«... Und das schöne Gesicht dem Spiegel zugewendet, verfällt sie in tiefes Sinnen... »er ist alt und so kränklich und gebrechlich, er kann in den nächsten Tagen sterben«... jetzt flieht man den blühenden Myrtenkranz in ihre Locken... »in den nächsten Tagen... nein, das will sie nicht, sie wünscht es nicht, es wäre ihr sogar unbequem, er muß ihr Zeit lassen, sich zu bilden, er muß sie in seine Gesellschaft einführen, ihre Stellung befestigen... o, sie wird auf ihn sehen, sie wird ihn pflegen, dafür sorgen, daß die schwache Flamme nicht so bald erlischt... in vier bis fünf Jahren«... jetzt befestigt man die kostbaren Spitzenschleier... »soviel giebt sie ihm höchstens... dann ja, gewiß... aber diese Zeit ihm zu opfern, ihn glücklich zu machen, ist sie ehrlich entschlossen, sie ist dann noch immer jung, vierundzwanzig Jahre, und ein ganzes, glänzendes Leben liegt dann noch vor ihr... Dann wird sie genießen in vollen Zügen, lieben aus vollem Herzen, alle, alle Wonnen kosten«...; ein leichtes Beben erschüttert ihren schlanken Körper, ein wollüstiger Schauer durchzuckt sie, und sie schließt die Augen... Ihre Braut-toilette ist beendet...“ Und sie hat Wort gehalten. „Nach Jahresfrist plauderte sie geläufig französisch und spielte die populären Operettenmelodien; sie gab lächelnd eine kurze Kritik des neuesten Romans, hatte dunkle Begriffe von Spätrenaissance und Barockstil, von niederländischer und moderner Schule, und wenn man von Schopenhauer sprach, rümpfte sie das zierliche Näschen, zum Beweis, daß ihr die ungalanten Äußerungen dieses Philosophen wohlbekannt sind.“ Sie ist auch ihrem Gatten treu geblieben, hat jeder Verführung widerstanden, denn sie liebte das Geheimnis nicht; sie hat, als er schwer krank darniederlag, Nächte lang an seinem Bette gewacht, ihn sorgsamst gepflegt — aber, er hat ihr nicht den Gefallen gethan zu sterben. Nun ist sie schon zwanzig Jahre an ihn gekettet, und wie aus Schadenfreude bleibt er am Leben. Sie wird alt, ihre Schönheit beginnt schon zu schwinden, sie hat nichts mehr zu hoffen. Und der Erzähler schließt: „Sie ist gekauft worden, auch sie wird wieder kaufen müssen. Mit demselben Vermögen, für dessen Besitz sie widerliche

Umarmung erduldet, mit demselben Vermögen wird auch sie wieder Liebe — nein, die Geberde der Liebe bezahlen. Der Preis ihres Lächelns war eine neue Toilette, eine Equipage, ihre Küsse taxirte sie mit Diamanten, dafür wird auch sie die kostspieligen Passionen eines jungen Gatten befriedigen, seine Spielschulden bezahlen, um ein Almosen seiner Liebkosungen zu erhalten. Wie sie den Tod ihres Gatten ersehnte, so ungeduldig wird auch auf ihr Ableben gewartet werden, und mit Dirnen, die mit ihrem Gelde bezahlt werden, wird der junge Gatte sich lustig machen, über »das zähe Leben der verliebten Alten.« Sie weiß, daß es so kommen wird, und doch wird sie, wenn sie erst frei ist, sich dieses Loos selbst bereiten. Sie will ihr Programm durchführen bis ans Ende; die letzte Nummer lautete »Liebesglück,« sie wird sich eben mit einem Surrogat begnügen.“

Ein andres Bild, eine Ehe „Aus Dankbarkeit.“ Eine kleine, mit Töchtern und Söhnen gesegnete Beamtenfrau hat einem jungen Mediziner, der sich kümmerlich vom Stundengeben ernährte, Kost und Wohnung gewährt für seinen Unterricht ihrer Kinder. Für den armen Teufel war dieses Unterkommen ein großer Gewinnst: nun konnte er doch ohne knurrenden Magen seine Studien verfolgen. Er unterrichtet auch die älteste, ungefähr in seinem Alter stehende Tochter der Wohlthäterin, und zwischen den beiden jungen Leuten entspinnt sich ein Liebesverhältnis. Die Mutter hat nichts dagegen; sie berechnet, daß ihrer mitgiftlosen Tochter der einstige Doktor der Medizin eine sehr gute Versorgung bieten werde, und die jungen Leute leben unter ihrer Obhut als Verlobte. Aber der „Doktor“ ist so schnell nicht erreicht, Stunden geben muß der Arme auch jetzt noch, der Unterricht im Hause selbst raubt ihm auch die beste Arbeitszeit, und immer lebt er mit der Braut tugendhaft zusammen und nimmt teil an dem karg und kümmerlich bemessenen Mittagstisch, an der schulmeisterlichen Bevormundung der Wohlthäterin. Endlich hat er das Diplom erlangt — aber kann er davon leben? muß er nicht noch zwei Jahre Spitalpraxis durchmachen? Selbst als graduirter Doktor giebt er Lektionen. Endlich winkt ihm das Glück, er erhält eine bescheidne Anstellung als Stadtarzt in der Provinz, in einem stillen Neste. Jetzt endlich kann er heiraten. Aber Sophie ist unterdes älter geworden, jede Liebesglut zwischen den beiden an einander geketteten Leuten ist längst erloschen, nur aus Dankbarkeit, nur um sein Wort zu halten, heiratet der junge Arzt das Mädchen. Und die ganze, im Laufe der Zeit ihm in der tiefsten Seele verhaßt gewordene Lebensführung nimmt er in seinen neuen Hausstand mit. Anstatt frei aufzuatmen, hat er sich die Fesseln noch enger geschlungen. Sophie hat nie einen andern Hausstand gesehen als den ihrer Mutter, und der eigne ist eine genaue Kopie desselben. Hermann ist zu ehrlich, zu gewissenhaft, sie zu verlassen, sie hassen sich gegenseitig abgrundtief und können doch nicht von einander los: sie, weil sie nicht das Schicksal der geschiednen Frau auf sich nehmen will, er, weil er zu feig ist, seinem innersten Willen zu gehorchen. Und so geht

es Jahre fort, bis ihm ein Zufall Geld in die Hände bringt. Damit eilt er, ohne den Mut zu haben, von Sophien Abschied zu nehmen, sogleich nach Wien; endlich kann er an dem Genuß teilnehmen, der ihm in seiner jammervollen Studentenzeit verboten war. Mit zügelloser Leidenschaft stürzt er sich in das Meer bacchantischer Freuden, aber nicht etwa um auszutoben und dann wieder heimzukehren — o wie haßt er sein Heim! Er schwelgt so lange, als er kann, den Rest des Geldes schickt er seiner Frau mit einem Briefe, der ihr mitteilt, daß er freiwillig aus den Reihen der Lebenden scheidet. . . . Ein düsteres Bild, ja, aber wer Wien kennt, muß seine Wahrheit zugestehen.

So wird ein Bild nach dem andern aufgerollt. Die Heirat eines vermögenslosen Advokaten mit einer reichen Fabrikantentochter: er braucht ihr Geld, sie seinen Namen, von ehelicher Liebe ist dabei von vornherein nicht die Rede. Er ist ein fleißiger und bald sehr gefuchter Rechtsanwalt, sie spielt die Modedame und verschwendet ihr Vermögen so lange, bis sie ihn ruinirt: eine „Geldheirat.“

Wieder ein andres Bild: „Eine glänzende Partie“ — die ehrgeizige Schauspielerin, der es gelingt, einen Grafen zu erheiraten. Ihm schmeichelt das Aufsehen, welches seine Verbindung macht; den Beifall, welchen das Publikum der Schauspielerin klatscht, möchte er am liebsten selbst einheimfen. Aber kaum sind sie getraut, so will sie die Gräfin spielen, wird langweilig und verliert die Gunst ihres Gatten, der sich eben in jener widerlichen Komödiantenatmosphäre wohl fühlt, der entronnen zu sein sie froh ist; natürlich wird der Graf untreu und holt sich in der Rollen- und Ruhmeserin seiner jetzigen Frau die Maitresse, die ihn amüfirt; die „Theatergräfin“ aber zieht sich, von allen verlassen, auf das einsame Landgut zurück, um als Betschwester zu enden. u. s. w.

In allen Geschichten des ersten Bandes der „Passiva“ herrscht dieser düstere Ton vor, hier kommt es zu keiner Ausgleichung, anfänglicher Glanz endet mit moralischem Elend. Der zweite Band der „Dubiosa“ bringt eine Reihe von Charakteren, die sich mit ihrem Schicksal in Harmonie befinden, wenn sie auch ein Weile mit ihm gehadert haben. Köstlich ist die Satire: „Die Heirat eines Genies.“ Hellmut Meier, ein Dichterling, der das Glück hatte, von dem tonangebenden Kritiker in einer souveränen Laune für ein hoffnungsreiches Talent erklärt zu werden, hat das weitere Glück, die reizende Tochter des Kleider-Großhändlers Weinmann in Literatur und Kunstgeschichte zu unterrichten und dabei ihre Liebe zu gewinnen. Nach einigem Widerstreben giebt der Vater seine Einwilligung zur Heirat, denn man hatte ihm nahe gebracht, daß sich heutzutage auch mit der Literatur Geld verdienen lasse. Hellmut Meier übernimmt also die Pflicht, ein berühmter Dichter zu werden. Aber er hält das Versprechen nicht, seine Gedichte werden nicht gelesen, seine Romane werden unbarmherzig verurteilt, sein Lustspiel fällt durch. Der kaufmännische Schwiegervater ist wütend über diesen Betrug, einen solchen nutz-

losen Schwiegersohn kann er nicht brauchen, und der arme Dichter muß sich entschließen, in das prosaische Geschäft einzutreten. „Hellmut Meier hatte sich auffallend rasch und mit großem Geschick in seine neue Thätigkeit eingefunden. Der unvermittelte kühne Übergang zu einer andern Branche hatte seiner Gesundheit nicht geschadet, seinen Appetit nicht beeinflusst, das schöne Gleichgewicht seiner Seele nicht zu erschüttern vermocht. Er besaß Verstand genug, eine für die Gelegenheit passende Physiognomie anzunehmen, Geschicklichkeit genug, verschiedene ziemlich glaubwürdige Motivirungen für seine Resignation zu finden. Nur in den ersten Monaten trug er gewissen Personen gegenüber die Miene des unglücklichen Opfers zur Schau. Er schämte sich ein wenig vor seinen einstigen Kollegen, und wenn er einen von ihnen traf, nahm er die Pose des Mannes an, der von dem grausamen Schicksal, von der unerbittlichen Notwendigkeit gezwungen wurde, seinen schönsten Träumen zu entsagen, sein ihm von Gott gegebenes Genie verkümmern zu lassen. »Ich mußte es thun — es handelte sich um mein Weib — mein Kind — du begreiffst — was ich gelitten — laß mich schweigen — —.« Ein schmerzlicher Blick nach oben, ein Händedruck, und er verabschiedete sich. Nach kurzer Zeit schon wurde ihm die Pose lästig und erschien ihm überflüssig. Wenn er einer Begegnung absolut nicht ausweichen konnte, zog er es vor, seinen Schmerz für sich zu behalten und dem Freunde seine guten Zigarren anzubieten, ein Verahren, bei welchem beide Teile ihre Rechnung fanden.“

Wir können Schwarzkopfs Buch nicht noch weiter plündern; das Bisherige mag zur Erklärung und Bestätigung der Charakteristik genügen, die wir von seinem originellen Wesen zu geben versucht haben. Der Wert seiner Studien liegt nicht bloß in ihrem ästhetischen Realismus, sondern auch in dem rücksichtslosen Mut, mit dem sie scheinbar so ganz nebenbei die satirische Geißel über viele Zustände des Wiener Lebens schwingen. Sie werden in dieser Richtung gewiß befreiend wirken auf manches Gemüt, welches die gleichen Übel empfunden hat, ohne sich Rechenschaft über ihren Grund geben zu können.

Innsbruck.

Moritz Meier.



Das Bleibende im kirchenpolitischen Kampfe.



u den schwierigsten Fragen unsrer Zeit gehört, in Deutschland wenigstens, die kirchenpolitische. Andre Völker, denen das „Unglück“ konfessioneller Spaltung erspart ist, mögen ihre staatliche Würde in ihrer Weise wahren oder wiederherstellen müssen, sie mögen dabei vom parlamentarischen Kampfe bald unterstützt, bald, wie das so geht, gehemmt werden, es bleibt doch immer jedem Bürger klar, daß